

Theologie und Biographie: Konfessionelle Theologie als Bezugswissenschaft für Religionslehrende

Dr. **Christine Funk** ist Professorin für Systematische Theologie an der Katholischen Hochschule für Sozialwesen Berlin (KSHB) / **Ulrike Häusler** ist wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Religionspädagogik der Humboldt-Universität zu Berlin



Foto: Sarah Nollner / Unsplash

Wer wird Religionslehrperson?

Wir stellen zehn
Studierende aus unserem
Unterrichtszusammenhang
vor, die Religionslehrerin
oder Religionslehrer
werden wollen:

Person A

erzählt von ihrem konfessionsverschiedenen Elternhaus, „christliche Themen waren immer Thema in der Familie“. Deshalb hat sie sich für das Studium der Evangelischen Theologie entschieden (HU).

In unserem gemeinsamen Seminar „Was ist Konfession“¹ waren wir überrascht, mit welcher großen Deutlichkeit sich in den Lernaktivitäten und Diskussionen eine hohe Pluralität der religionsbiographischen Situationen der Studierenden zeigte. Vor dem Hintergrund unserer Beobachtungen stellten sich uns viele Fragen, von denen wir einige hier mitteilen wollen: Können wir noch davon ausgehen, dass Glaube, soziologisch gesehen, „Wissen durch Mitgliedschaft“² ist? Und wird (konfessionelle) Theologie weiterhin studiert, um den eigenen

¹ Anlässlich der Einführung des konfessionell-kooperativen Religionsunterrichts an Grundschulen im Land Berlin zum Schuljahr 2017/18 führten wir im Sommersemester 2018 eine gemeinsame Lehrveranstaltung für evangelische und katholische Studierende durch, die überlegen, Religionslehrerin oder Religionslehrer zu werden. Die erste Hälfte der Lehrveranstaltung fand in den Räumen der Katholischen Hochschule für Sozialwesen Berlin (KSHB) und die zweite Hälfte an der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität (HU) statt. Die Veranstaltung wurde sehr gut angenommen von den Studierenden des Bachelorstudiengangs Religionspädagogik in Schule und Pastoralen Räumen der KSHB und den Lehramtsstudierenden der Theologischen Fakultät der HU. Es kamen auch noch einzelne Studierende aus dem Pfarramtsstudiengang und dem Master „Religion und Kultur“ dazu.

² Beschluß: Religionsunterricht. Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Beschlüsse der Vollversammlung, Freiburg i.Br. 1976, S.145.

Person B

erzählt von ihrem konfessionsverbindenden Elternhaus. „Wir haben immer über christliche Fragen gesprochen.“ Deshalb hat sie sich für das Studium der Religionspädagogik an der KHSB entschieden.

Person C

erzählt vom evangelischen Vater, von der Mutter aus einem islamischen Land und dem Aufwachsen in einer westdeutschen Großstadt. Sie hat eine künstlerische Ausbildung, ihr hohes Interesse an Fragen der Spiritualität ist offenkundig. Sie ist in Berlin Mitglied in der katholischen Kirche geworden und mit ihren Kindern in einer großen katholischen Gemeinde aktiv. Sie studiert Religionspädagogik an der KHSB.

Glauben einer wissenschaftlichen Reflexion zu unterziehen, sodass konfessioneller Religionsunterricht wissenschaftlich verantwortet erteilt werden kann? Folgende Fragen bedürfen u.E. der theologischen und religionspädagogischen Reflexion:

Wie rezipieren Studierende, die aus ihrer Familie eine religiöse Doppel-, Mehrfach- oder auch Nichtmitgliedschaft mitbringen, die Studieninhalte einer konfessionellen Theologie?

Was bedeutet es, wenn die „Mitgliedschaft“ bereits eine biographische Wahl darstellt, die in Auseinandersetzung mit bzw. Abgrenzung von der Familienmitgliedschaft getroffen wurde?

Welche Relevanz hat die theologische Reflexion, die Studierende im Studium einüben, für ihre eigene biographische Reflexion? Erreicht der wissenschaftliche Zugang überhaupt die Ebene des eigenen Glaubens oder wird ein akademisches „Religionsstunden-Ich“ ausgebildet? Wie wird die eigene biographische Reflexion zur Ressource für die angestrebte Professionalität als Religionslehrperson?

Welchen Bezug nehmen Personen mit pluralen biographischen Religionsprägungen auf die Glaubensgemeinschaft, deren Theologie studiert wird? Welche neuen Konturen geben die künftigen Religionslehrpersonen der jeweiligen „Glaubensgemeinschaft“ bzw. deren Repräsentanz in der Schule? Gelingt so eine größere Aufmerksamkeit für die „Religion der Menschen“?³

**Deutungen:
zwei Typen religiöser Mobilität**

Im Hinblick auf eine Deutung der Religionsbiographien ist zu bedenken, dass es sich hier um einen Ausschnitt handelt, der keinen Anspruch auf Repräsentativität erheben kann. Allerdings erkennen wir durchaus Hinweise auf das Phänomen „religiöse Pluralisierung“ innerhalb der säkularisierten Gesellschaft. Es lassen sich

³ Vgl. Wilhelm Gräß, Religion als Selbstdeutung gelebten Lebens. Plädoyer für eine sich von der Religion der Menschen her verstehende Kirche, in: Die soziale Reichweite von Religion und Kirche. Beiträge zu einer Debatte in Theologie und Soziologie, hrsg. v. Detlef Pollack und Gerhard Wegner, Würzburg 2017, 123-139.

in der Vielfalt der Religionsbiographien zwei Typen religiöser Mobilität ausmachen:

1. Religiöse Mobilität nach Migration

Für Studierende aus migrierten Familien ist die Familien- bzw. Herkunftskonfession/ -religion besonders emotional bedeutsam („sogar orthodox verheiratet“). Hier scheint die gewohnte Liturgie und religiöse Praxis (die oft gar nicht die eigene sein muss, sondern von der „Oma“ her gekannt wird) und religiöses und/ oder familiäres Brauchtum eine Ressource persönlicher und emotionaler Stabilität zu sein, in der auch die eigene Mehrsprachigkeit Gestalt und Relevanz findet. Die reflexive Religionspraxis des Studiums in Form von Theorien, Methoden, historischer Betrachtungsweisen usw. eröffnet den Studierenden neue Horizonte im Hinblick auf die Bedeutsamkeit und Reichweite von Religion, die sie ausdrücklich schätzen, ohne aber sofort die Relevanz für die eigene Religion in Betracht zu ziehen. Es muss offenbar mit einer Art „Inkubationszeit“ mit offenem Ausgang gerechnet werden. Dass in der Auseinandersetzung mit Themen der Theologie im Studium das Deutsche auch als Religionssprache gelernt wird, scheint uns eine nicht zu unterschätzende Integrationsleistung der Studierenden mit anderer Mutter- bzw. Religionssprache zu sein, in der gewissermaßen ein innerer Abgleich stattfinden muss zwischen der emotional gewussten Religionsschicht und dem, was im Deutschen davon zu verstehen ist.

2. Religiöse Mobilität als Herstellung biographischer Stimmigkeit

Für Studierende, die aus ostdeutschen konfessionslosen Familien Mitglied in einer Kirche geworden sind, scheint der Aspekt der „Komplettierung“ bedeutsam zu sein. Sie berichten von neuen Horizonten der Lebensdeutung, die sie sich nun erschließen, indem sie eine bisher nicht gekannte Sprachdimension in der eigenen Sprache lernen können. Offenbar liegt ein bedeutsamer Aspekt der Erweiterung des sozialen und kulturellen Kapitals in der Erschließung der Symbolsprachen der Religion. Das Studienangebot der Theologien scheint sich hier gut anzuschließen in der Entdeckung

Person D

ist in Berlin aufgewachsen. Sie ist nicht religiös sozialisiert und war am Anfang des Studiums nicht kirchlich gebunden. Sie hat eine religiöse Heimat gesucht und sie in einer evangelischen Freikirche gefunden, in der sie sich hat taufen lassen. Sie studiert Evangelische Theologie (HU).

Person E

kommt aus einem Elternhaus, das in der DDR ausdrücklich katholisch war. Dieses Modell „funktioniert“ für sie nicht mehr. Zu viel ist verändert. Um den „eigenen Glauben“ zu finden, hat sie sich einer Gemeinschaft christlichen Lebens angeschlossen, die Anleitung für eine persönliche Glaubenspraxis gibt. Sie studiert Religionspädagogik an der KHSB.

neuer Perspektiven und Verstehensräume, die auch die Vor-Zeit des religiösen Nichtwissens würdigen kann.

Für Studierende, die ihre Konfessionszugehörigkeit gewechselt haben, ist der Wunsch nach biographischer Stimmigkeit unseres Erachtens ausdrücklicher formuliert

als in der Gruppe der ehemals Konfessionslosen. Hier geht es immer um einen biographischen Ausgleich oder eine Entlastung, vielleicht sogar eine „Optimierung“: Was passt *jetzt* besser zu mir und meinen Lebensumständen (die ja durchaus auch durch die Dringlichkeit religiöser Fragen geprägt sein können)? Hier kann die Konfession der Partnerin eine Rolle spielen, der „katholische Berlin-Faktor“, die pragmatische Erweiterung von beruflichen Möglichkeiten, der Wechsel in ein anders geprägtes Milieu oder auch das Finden einer Beheimatung in einer Gemeinschaft mit einer besonders geprägten Religionspraxis.

Person F

kommt aus einer armenischen Familie. Sie hat ihre Kindheit in Russland und in Deutschland verbracht. Sie versteht sich als orthodox, „manchmal auch als evangelisch“, da Begegnungen im Rahmen des Studiums der Evangelischen Theologie (HU) ihren Blick auf Kirche verändert haben.

2. Emotionale Bindung an Religionspraktiken

Die Bedeutsamkeit und prägende Kraft der orthodoxen Liturgien bzw. der katholischen muttersprachlichen Liturgien (in Berlin v.a. kroatisch, polnisch u.a.), in denen die Mehrsprachigkeit der Studierenden sich positiv repräsentiert findet, scheint bei einem großen Teil der katholischen Studierenden der Religionspädagogik eine Entsprechung zu haben, die in auffälliger Dichte über die Wichtigkeit ihrer Zugehörigkeit zu besonderen geistlichen Gemeinschaften mit ausgeprägter Glaubenspraxis berichten. Hier wird ein emotionales Bedürfnis nach Beheimatung gestaltet. Ähnliches ist auch bei evangelischen Studierenden zu beobachten, die sich in Freikirchen engagieren.

Angebote für „spürbare“ Religionspraktiken bzw. Spiritualität werden von Theologiestudierenden häufig und gerne genutzt. Hier erleben die Studierenden in der theologischen Reflexion oft eine „Kritik“ an ihrer religiösen Praxis, zu der sie sich entscheiden haben. Die eigene Wahl der theologischen Kritik zu unterziehen, scheint eine größere Herausforderung zu sein als die Religionspraxis, die man aus der Familie mitbringt.

3. Zusammenhang von Kircheng Zugehörigkeit und studierter konfessioneller Theologie

Es ist davon auszugehen, dass die Personen, die sich beruflich mit Religion beschäftigen wollen, durchaus ihre Zugehörigkeit zu einer Konfession „persönlich, stimmig“ wählen. Gleichzeitig ist zu bedenken, dass die Wahl der studierten konfessionellen Theologie von vielen Faktoren abhängen kann und nicht nur mit der eigenen individuellen Lebenslage verknüpft werden kann.

Was bedeutet die religiöse Mobilität in der Biographie von Theologiestudierenden im Hinblick darauf, wie sie ihre Rolle als künftige Religionslehrpersonen wahrnehmen werden? Diese interessante Frage ist noch nicht erforscht. Wenn Kircheng Zugehörigkeit und studierte konfessionelle Theologie nicht übereinstimmen, fällt die Frage in den Entscheidungsbereich der Kirchenbehörden – und wird hoffentlich zu einer Gesprächsgelegenheit zwischen Theologien und Kirchen.

Person G

hat ihre Kindheit in Russland verbracht und ist in jungem Alter nach Deutschland gekommen. Sie ist russisch-orthodoxe und die evangelische Kirche vertraut. Sie ist orthodox verheiratet, worauf sie Wert legt. Sie studiert Evangelische Theologie (HU).

Versuch einer prognostischen Einordnung**1. Neue „Volkskirchlichkeit“**

Wir möchten die These aufstellen, dass die Studierenden, die biographisch mehr als eine Konfession oder Religion kennengelernt haben, ein neues Potenzial an „Volkskirchlichkeit“ unter den Bedingungen der religiösen Pluralität in Deutschland darstellen. Sie sind vertraut mit Liturgien, religiösen Ausdrucksformen, religiösen Brauchtümern, die sie für sich (noch?) nicht für zwingend, aber für möglich halten und mit Sinn füllen können. Durch ihre biographische Prägung ist ihnen selbstverständlich, dass es verschiedene Ausdrucksformen von religiösen Themen gibt. Sie scheinen auf den Umgang mit „Heterogenität“ gut vorbereitet zu sein. Sie leben in ihr.

Beobachtungen und Überlegungen für die Ausbildung künftiger Religionslehrpersonen

Ein Kommentar aus systematisch-theologischer Sicht

1. Glaube als biographischen Reflexionsraum erschließen

Die Dimension von Glauben als biographischem Reflexionsraum muss gewürdigt und neu thematisiert werden.⁴ Die Identifikation von „Glaube“ und Kircheng Zugehörigkeit ist zunehmend problematisch.⁵ In der Unterscheidung von *fides quae* („Glaubensinhalte“, was sich benennen lässt) und *fides qua* (sinndeutende Kraft im Menschen) gilt es hier, mit der „fides qua“ als der persönlichen Art, mit Entscheidungen von Sinndeutungs- bzw. Glaubensfragen – oder mit ihrem Offenhalten auf unterschiedlichen Wegen und mit unterschiedlichen Mitteln – als dem Kern religiösen Interesses umgehen zu lernen.

Auf die Problematik der Ausdrücklichkeit von Glaubensaussagen weist Christian Lehnert hin: „Der Inhalt der Worte kann nicht an sich entscheidend sein. Wenn ich sage: ‚Ich glaube...‘ reicht das tiefer, als ich es verfolgen kann, tiefer als das Verständnis eines jeden nun abhängigen Wortlautes überhaupt. ‚Ich glaube...‘ – das heißt: Ich vertraue mich einem Geheimnis, einer Kraft an, die mich fortträgt. Der Sog der angehängten Sätze führt mich fort ins Unbekannte, ich kreisele wie in einem Strudel, unvorhersehbar auf einen Gott zu, den Worte und Sprachbilder nicht annähernd fassen.“⁶

2. Ökumene jenseits von Konfessionsgrenzen aufzeigen

Die Analyse der Sprachbilder als Aufgabe der theologischen Reflexion führt dabei mitten hinein in die ästhetische, ethische, interreligiöse und interkulturelle Dimension der theologischen Reflexion, in der die Konfessionen gleichsam wie Inseln im Sprach-Strudel Menschen zusammenbringen, die in ihren Sprachen, Situationen und Zeiten dem Geheimnis gemeinsamen Ausdruck verleihen – in Kult, Gebet und Praxis. Das wurde in unserer gemeinsamen Lehrveranstaltung im Rahmen einer Sitzung deutlich, in der sich die Studierenden auf die Inhalte des Apostolischen Glaubensbekenntnisses beziehen sollten: Am Ende staunten alle, dass und wie die „Präferenzen“ zu einzelnen Glaubensaussagen die konfessionellen Zugehörigkeiten in keiner

Person H
ist in einer evangelischen Freikirche sozialisiert, die sie seit dem Jugendalter zunehmend als reglementierend und eng erlebt hat. Das Studium der Evangelischen Theologie an der HU sieht sie auch als Chance, ihren Glauben und ihre Theologie zum Ausdruck zu bringen.

Weise abbildeten. Die Zuordnung zu den einzelnen Aussagen machte gewissermaßen neue bekenntnismäßige Gruppen sichtbar, die sich natürlich alle auf denselben Text beziehen, ihn verschieden gewichten und so eine große „Ökumene“ zeigen, die von ganz anderen Faktoren gebildet wird als der schlichten Kircheng Zugehörigkeit.

3. Wahrnehmung der Pluralität innerhalb der Konfessionen schärfen

Im Hinblick auf den „Stand der Ökumene“ geben die Studierenden, denen wir begegnet sind, Anlass zu glauben, dass die Pluralität innerhalb einer Konfession in einer Weise nun biographisch konkret geworden ist, wie sie die katholischen Theologen Karl Rahner und Heinrich Fries in theologischer Reflexion bereits 1983⁷ zu Bedenken gegeben haben: von den Gläubigen der anderen Konfession darf keine größere Glaubenseinheit gefordert werden als sie faktisch innerhalb der eigenen Konfession besteht. Auch innerhalb der katholischen Kirche haben die Gläubigen nicht alle dasselbe und das offiziell-lehramtlich orthodoxe Eucharistieverständnis. Dennoch sind alle Katholikinnen und Katholiken ohne weiteres zur Eucharistie zugelassen. Warum sollte also von den Mitchristinnen und Mitchristen der reformatorischen Kirchen mehr verlangt werden, damit sie zur katholischen Eucharistiegemeinschaft zugelassen werden?⁸ Die Biographien heute bestätigen die Umkehrung des „ökumenischen Verfahrens“, das Fries und Rahner vorschlugen:

Anstatt von getrennten Kirchen auszugehen, deren Mitglieder großenteils bekenntnismäßig einig seien, kann im Glauben der Menschen eine geeinte Kirche erkannt werden, in der es legitime Unterschiede und eine erkennbare Pluralität des Bekenntnisses gibt.

Person I
ist im ungarischen Katholizismus aufgewachsen. Hier in Berlin hat sie Anschluss an eine geistliche Gemeinschaft und engagiert sich in deren missionarischer Jugendarbeit. Sie studiert Religionspädagogik an der KHSB.

⁴ Vgl. Anm. 3.

⁵ Vgl. Stefan Orth, Balanceakt Glauben, in Herder Korrespondenz 9/2018, S.4f.

⁶ Christian Lehnert, Der Gott in einer Nuß, Berlin 2017, S. 145.

⁷ Heinrich Fries / Karl Rahner: Einigung der Kirchen – reale Möglichkeit. Freiburg i.Br. 1983.

⁸ Vgl. Felix Senn: Der Geist, die Hoffnung und die Kirche. Zürich 2009, S.288f.

Ein Kommentar aus religionspädagogischer Sicht

1. Biographische Hintergründe wahrnehmen

Schon Karl Ernst Nipkow mahnte, die Herausforderungen der Lebensphase junger Erwachsener in theologischen Ausbildungszusammenhängen ernst zu nehmen. Er beschreibt, dass Leben und Glauben ab dem 20. Lebensjahr zwischen dem Streben nach Unabhängigkeit und Abhängigkeit schwanke und in eine Krise um das 30. Lebensjahr münde, die „durch die Zweifel an der Richtigkeit der getroffenen Entscheidungen charakterisiert“ sei.⁹ Vor diesem Hintergrund wirft Nipkow die Frage auf: „Sind wir Älteren sensibel genug für die Glaubensprobleme unserer in diesem Alter befindlichen Vikare, Referendare, jungen Lehrer und Lehrerinnen...?“¹⁰ Nipkow erinnert uns daran, Studierenden und Referendar/innen keine abgeklärten theologischen Positionen abzuverlangen, sondern gerade in Ausbildungszusammenhängen Möglichkeiten zu eröffnen, eigene Suchbewegungen auszudrücken, theologische Positionen zu erproben und diese gemeinsam zu reflektieren. Insbesondere in dieser Hinsicht ist die Begleitung durch Mentorinnen und Mentoren für die Qualität der Ausbildung von Religionslehrpersonen wichtig.

2. Achtsamkeit für die Verschiedenheit von Religionsbiographien entwickeln

Unsere gemeinsame Lehrveranstaltung hat uns die intrachristliche Vielfalt von Religionsbiographien anschaulich vor Augen geführt. Wir konnten beobachten, dass einige Studierende das Arbeiten in konfessionsverschiedenen Tridems als herausfordernd und als Anfrage an ihr Verständnis von Christsein erlebten und reflektierten. Insofern schult der intrareligiöse Dialog ähnliche Kompetenzen wie der interreligiöse Dialog und bereitet diesen vor.¹¹ Die Vielfältigkeit der Religionsbiographien von Studierenden sind für das religiöse Lernen im Hochschulkontext zentral: „Lernen in der Gegenwart des religiös Anderen“¹² trainiert im Umgang mit Diversität und fördert die Entwicklung der eigenen Identität. Die Ausbildung

Person J

kommt aus Berlin. Sie ist evangelisch. Sie will sich beruflich verändern und studiert deshalb berufs begleitend den zweijährigen Masterstudiengang Religion und Kultur an der Theologischen Fakultät der HU, um im Anschluss bei der EKBO den Quereinstieg als Religionslehrkraft zu machen.

einer eigenen, lebensgeschichtlichen Identität¹³ ist ein lebenslanger Prozess, dem sich niemand entziehen kann und der oft im Studium besonders virulent wird.

3. Das Reflexionspotential der Theologien nutzen

Theologie, wie wir sie an den Hochschulen lehren, stellt mit ihren Methoden und Inhalten ein Instrumentarium zur Verfügung, das Studierende nutzen können, um gelebte religiöse Praxis zu analysieren. Dieses Instrumentarium sollte mehr genutzt werden, um Theologie und Biographie ins Gespräch zu bringen. Auf diese Weise wird die Ausbildung einer „konnessorischen Identität“¹⁴ ermöglicht, die das eigene Selbstverständnis innerhalb der Pluralität der eigenen Religion bzw. Konfession zuordnen und von diesem Standpunkt aus die „Option Glauben“ plausibilisieren kann. Die Leistung besteht dabei darin, die Standortgebundenheit des religiösen Wissens in den Diskurs zu bringen, ohne die Überlegenheit der eigenen Deutung zu behaupten oder die eigene Deutung zu verstecken.

4. Theologische Gespräche führen – Sprachfähigkeit trainieren

Und schließlich sollte ganz konkret auch methodisch die Sprachfähigkeit der Studierenden trainiert werden. Seminare im universitären Rahmen bieten einen Raum, sich zu theologischen Positionen zu positionieren, eigene Vorstellungen weiter zu entwickeln, theologische Gespräche zu initiieren und zu strukturieren.

Aus systematisch-theologischer und aus religionspädagogischer Sicht ist uns wichtig, dass Studierende auf diese Art und Weise Kompetenzen erwerben, andere als andere wertzuschätzen. Diese Kompetenzen sind Voraussetzungen für einen dialogischen Religionsunterricht und für jede Form der Kooperation.

Person K

hat sich als Jugendliche in der evangelischen Kirche taufen lassen, nachdem sie Schriften von Friedrich von Spee und Teresa von Avila gelesen hat, die sie beeindruckt haben. Sie studiert an der HU Evangelische Theologie.

⁹ Karl Ernst Nipkow: *Erwachsenwerden ohne Gott? Gotteserfahrung im Lebenslauf*. München 1987, 97.

¹⁰ Ebd.

¹¹ Ausführlicher zeigt Christine Funk diesen Zusammenhang in ihrem Beitrag im *zeitsprung* 2/2014, 18 auf.

¹² Bert Roebben: *Religionspädagogik der Hoffnung. Grundlinien religiöser Bildung in der Spätmoderne*. Berlin 2011, 151.

¹³ Wilhelm Gräb spricht sogar von einem „Imperativ [...], ein eigenes Leben gewinnen zu müssen“ (*Lebensgeschichten – Lebensentwürfe – Sinndeutungen: eine praktische Theologie gelebter Religion*. Gütersloh 1998, 33)

¹⁴ Vgl. Helga Kuhlmann, *Konfessorische Identität als Gestalt religiöser Differenz – quer zu den Grenzen von Konfessionalität und Religionszugehörigkeit*, in: Wolfram Weiße, Hans-Martin Gutmann, *Religiöse Differenz als Chance? Positionen, Kontroversen, Perspektiven*, in: *Religionen im Dialog*, Bd.3, Münster 2010, 131-144.